

Zeitschrift: Zoom-Filmberater
Herausgeber: Vereinigung evangelisch-reformierter Kirchen der deutschsprachigen Schweiz für kirchliche Film-, Radio- und Fernseharbeit ; Schweizerischer katholischer Volksverein
Band: 33 (1981)
Heft: 14
Rubrik: Arbeitsblatt Kurzfilm

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 29.06.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

stellerpreis ausgezeichnet.) Er spielt einen Schmierenkomödianten brillant, ist aber ständig in Gefahr, selber in die Schmierenkomödie abzurutschen, weil ihm Regisseur Bob Clark allzusehr die Zügel schiessen lässt. Er ist fast immer einige Nuancen zu laut, drastisch und überdreht. Weil ihm die Selbstkontrolle und die straffe Führung eines guten Regisseurs fehlen, gelingt es ihm nur ansatzweise, die Tiefenschichten von Scotties Charakter differenziert und glaubwürdig aufzuzeigen. Es herrscht die pure Routine, und so vermögen weder Scotties existenzielle Krise noch die Verständigungsschwierigkeiten zwischen Vater und Sohn mich als Zuschauer wirklich zu bewegen. Alles bleibt zu sehr an der Oberfläche – eine forcierte Show made in USA, in der die Emotionen penetrant ausgewalzt werden.

Robert (Bob) Clark («Black Christmas», 1974, «Breaking Point», 1976, «Murder by Decree», 1978) ist es nicht gelungen, aus der offenbar auch nicht allzu tief-schürfenden Bühnenvorlage Bernard Slades mehr als ein Vehikel für den komödiantisch entfesselten Lemmon zu fabrizieren. Ohne sich gross um eine filmische Umsetzung zu bemühen, folgte

Clark dem Aufbau des Theaterstücks. Es ging ihm nur darum, den adäquaten Rahmen für Lemmons Show zwischen himmelhochjauchzend und zu Tode betrübt und sein Feuerwerk aus Bonmots, Witzen, Kalauern und mimischen Faxen zu schaffen. Dass Lemmon stellenweise natürlich auch die diffizile Gratwanderung zwischen lautem Spass und stiller Verzweiflung gelingt, liegt bei diesem Vollblutschauspieler durchaus drin. Aber solche subtileren Momente versinken ständig in witzelndem Klamauk. So fragt man sich schliesslich nur: Na ja, was ist schon Blutkrebs, wenn alle einem so menschlich, liebenswert, hilfreich und gut über die Krise hinweg helfen? Eine ernsthafte Auseinandersetzung mit dem Tod erweist sich da als völlig überflüssig.

Familiengeschichten und Generationenkonflikte stehen derzeit im Kino hoch im Kurs. Im Vergleich zu «Kramer vs Kramer» und «Ordinary People» ist «Tribute» aber weit unverbindlicher, psychologisch undifferenzierter und von der Inszenierung her steriler – ein routiniertes Konfektionsstück. Ein Billy Wilder hätte vielleicht aus dieser Vorlage einen wirklich interessanten Film machen können ...

Franz Ulrich

ARBEITSBLATT KURZFILM

I ha bau gmeint, äs gäb nüt Rächts me us mir

Dokumentarfilm, 16 mm, farbig, 59 Min., Lichtton, Mundart (Kommentar und Dialog); Produktion: HFF München BRD 1979/80; Regie/Buch: Silvia Horisberger; Kamera: Bruno Moll; Schnitt: Susanne Hartmann; Ton: Florian Eidenbenz; Verleih: ZOOM, Dübendorf; Preis: Fr. 80.–

Kurzcharakteristik

In Busswil im bernischen Seeland exi-

stiert seit einigen Jahren eine Werkklasse für 15/16jährige Schüler, welche die obligatorische Unterrichtszeit in einer Kleinklasse absolviert haben. Der Film von Silvia Horisberger porträtiert drei der zehn Schüler des Jahres 1979/80, berichtet über die Aufgabe der Werkklasse, die Person des Lehrers, die Ansichten einzelner Eltern usw. «I ha bau gmeint, es gäb nüt Rächts me us mir» drängt sich als einfühlsame, leicht verständliche Studie über intellektuell weniger begabte Schüler und ihre Berufsaussichten zum Einsatz in der Lehrer- und Lehrmeisterausbildung respektive Fortbildung auf.

Inhaltsbeschreibung

Die ersten Aufnahmen zeigen Busswil, ein Dorf im bernischen Seeland in der Nähe von Lyss. Die Autorin Silvia Horisberger kommentiert dazu: In Busswil existiert seit zwei Jahren eine Werkklasse für etwa zehn 15/16jährige Schüler. Die Werkklasse ist das obligatorische 9. Schuljahr der Kleinklasse A für Schüler, die den Anforderungen der Normalschule nicht gewachsen sind. In Busswil werden alle Fächer unterrichtet, doch das Werken, die Berufswahl und Berufsvorbereitung zum Beispiel mit Schnupperlehren stehen im Vordergrund.

Neben dieser Kommentarebene, mit der Silvia Horisberger immer wieder Bild und Ton erläutert, Zusatzinformationen liefert oder zu interpretieren versucht, spielt die Bildauswahl, der Kamerablickwinkel eine wichtige Rolle. Mit Grossaufnahmen werden die zehn Schüler beim Lesen, in der Handfertigkeit, in der Mathematikstunde beobachtet, ihre Bewegungen und Reaktionen vor der Kamera eingefangen und gleichsam zur Diskussion gestellt. Auch dem Lehrer, der sich in einem längeren, in verschiedenen Sequenzen unterteilten, Interview äussert, rückt die Kamera immer näher auf den Leib. Für Lehrer Zehnder gibt es zwei wichtige Ziele, die er mit seinen Schülern erreichen möchte. Er will für sie und mit ihnen eine entsprechende, ansprechende Arbeit finden und sie eine Arbeitseinstellung lernen lassen, die ihr intellektuelles Handicap vermindert.

Nach diesem allgemeinen Einführungsteil geht der Film näher auf drei der zehn Schüler ein. Claudio hat Mühe, sich zu äussern, ihm fehlt eine rasche Auffassungsgabe. Sein Wunschtraum wäre, als Autospengler arbeiten zu können, doch die Schnupperlehre und die aufgegebenen Inserate brachten noch keinen Erfolg. Silvia Horisberger versucht die Persönlichkeit Claudios zu durchleuchten, lässt die Mutter und die Schwestern sprechen, interviewt den von der Familie getrennt lebenden Vater und den Garagisten, bei dem Claudio in der Schnupperlehre war. Claudio selber

lebt für seine Freizeit, er besucht oft ein Dancing in Biel, sucht Kontakt zu Mädchen und findet, dass er seine Freiheit selber gefunden habe. Zu diesen Aussagen tastet die Kamera die Wände von Claudios Zimmer ab, die lückenlos mit Postern von eingängigen Musikgruppen, Kommerzfilmen und Kitschaufnahmen bedeckt sind.

In Pauls Freizeit spielt die ältere Schwester in Biel eine grosse Rolle. Er hilft ihr oft bei ihrer Arbeit als Abwartfrau, sonst besorgt der zukünftige Käserlehrling Kommissionen oder unternimmt Mofafahrten. Da Paul vorher die Primarschule besucht hat und eigentlich nur wegen eines Missverständnisses in der Werkklasse gelandet ist, fällt ihm der Schulunterricht leichter, und er hatte keine Mühe, eine Lehrstelle zu finden. Für die Berufsvorbereitung werden in Busswil grosse Anstrengungen unternommen. Neben Malerunterricht und einem einwöchigen Uhrenkurs haben die Schüler abwechselungsweise jede Woche Holz- und Metallunterricht bei Fachleuten oder einem Werklehrer. Mit entsprechenden Aufnahmen werden auch diese Tätigkeiten illustriert und erläutert.

Rolf ist eher ein behäbiger, gemütlicher Typ, der zusammen mit seinem Grossvater Kaninchen züchtet, im Männerchor von Lyss mitsingt oder auf seinem Handörgeli spielt. Rolf hat in einer Metallbauschlosserei in Lyss eine Schnupperlehre gemacht und wird dort im nächsten Frühling eine Anlehre beginnen. Die Kamera verfolgt ihn beim Füttern seiner Kaninchen, beim Diskutieren mit der Familie oder bei der Arbeit in der Schlosserei; auch hier schafft Silvia Horisberger Zusatzinformationen, besucht beispielsweise den Lehrer, der Rolf in der fünften Klasse prophezeit hat, aus ihm gebe es einen Strassenwischer. Die Schlusseinstellung zeigt Rolf in seinem Zimmer, wie er Handorgel spielt; im Ton äussert er seine Freude darüber, dass er eine Lehrstelle erhalten hat: «I ha scho bau Angscht gha, es gäb nüt Rächts me us mir, u weni bim erschte Lehrer wär blibe, hätt's sowiso nume e Schtrassewüscher us mir gä.»

Gesichtspunkte zum Gespräch

Ein Film über Schüler einer Werkklasse, das passt oberflächlich betrachtet ins Schema der Benachteiligten- und Ausenseiterporträts. Hier kann kaum noch ein Thema ohne sorgfältige und gründliche Aufarbeitung verblüffen oder gar aufrütteln. In einer solchen Verarbeitung beginnt die formale Ebene eine wichtige Rolle zu spielen, und diese Mittel hat Silvia Horisberger vielseitig und geschickt eingesetzt. Ein Dokumentarfilm kann selten dramaturgische Momente aufbauen, Spannung erzeugen, doch dies gelingt in «I ha bau gmeint, es gäb nüt Rächts me us mir», weil das Filmteam den Entwicklungsgang der Schüler live mitverfolgt, etwa miterlebt, wie Rolf die Stelle in der Schlosserei erhält, und wie er sich «echt» darüber freut. So wirken die Szenen ungekünstelt, glaubwürdig; die Kamera wird dabei zum wichtigen Ausdrucksmittel, die Bilder erläutern, stellen Zusatzfragen, sprechen für sich oder bringen Gegensätze zum Vorschein.

Neben diesen eher für den Spielfilm typischen Elementen, gestaltet die Autorin durch die gezielte Auswahl der Hintergrundinformation, durch die Gegenüberstellung einzelner Aussagen und Bilder und durch die Form ihres Kommentars. Silvia Horisberger hat ihre Art des Fragenstellens, des Erläuterns mit einbezogen, und das scheint mir nicht überall geglückt. Die zum Teil provozierend in eine Richtung steuernden Fragen, die «Aha»- oder sonstwie interpretierenden Antworten sind zu aufdringlich, zu vordergründig oder gar peinlich. Dabei hat die Autorin allerdings nie ihr Ziel, einen Film mit und über diese zehn Schüler und ihren Lehrer zu machen, vergessen, ihr Engagement für die Werkklasse ist deutlich und erleichtert den Zugang zum Film.

Vom Inhaltlichen her betrachtet, bieten sich verschiedene Diskussionsschwerpunkte an. Die Werkklasse von Busswil entspricht offenbar einer relativ idealen Verwirklichung von theoretischen Vorstellungen über eine Berufsvorbereitungsklasse für intellektuell weniger begabte Schüler. An diesem Modell lassen

sich eigene und fremde Erfahrungen überprüfen oder in Frage stellen: etwa welches Verhältnis wir zu Menschen haben, die nicht so schnell begreifen und kombinieren können?

Neben solchen eher themenorientierten Fragen bietet der Film einzelne allgemeinere Aspekte zur Diskussion an. Die einfachen, gradlinigen Bilder lassen Schüler und Lehrer zu Wort kommen, porträtieren die Werkklasse auf eine für sich sprechende Art; trotz Silvia Horisbergers klarem Stellungsbezug im Kommentar ist die Achtung, der Respekt, aber auch das Verständnis oder gar die Zuneigung für die Dargestellten immer spürbar. In diesem Sinn hilft «I ha bau gmeint, es gäb nüt Rächts me us mir» geistig weniger bewegliche Menschen als Gleichberechtigte zu verstehen und zu behandeln.

Didaktische Leistung

«I ha bau gmeint...» will nicht provozieren, aufrütteln, ein hitziges Gespräch auslösen, er informiert auf einfache, stille Weise über die Situation von Schülern, die den Anforderungen der Normalschule nicht gewachsen sind. Der Film orientiert sich dabei nicht an der Methode der anprangernden Kritik, sondern schildert mit vorsichtigem Optimismus, welche positiven Wirkungen die Einführung einer Werkklasse haben kann (könnte). Für Erziehungsdepartemente, Schulreformer, Kleinklassen-/Werkklassenlehrer und betroffene Eltern hat der Film so auch eine dokumentierende und gesprächsmotivierende Funktion.

Einsatzmöglichkeiten

Der Einsatz und die Arbeit mit «I ha bau gmeint...» drängt sich am ehesten in der Lehrerfortbildung auf, so könnte beispielsweise ein Modell für die Funktion und die Aufgaben einer Werkklasse erarbeitet und mit dem Zustand in Busswil verglichen werden. Mit dem Film sollten ebenfalls möglichst grosse Eltern- und Schülergruppen erreicht wer-

den, damit nicht weiterhin Verwechslungen zwischen einer Werkklasse und einem Werkschuljahr vorkommen und Eltern und Schüler über die Funktion und das Angebot einer Werkklasse informiert werden: So wäre der Einsatz im Rahmen eines Elternabends über Berufsvorbereitungsmöglichkeiten für Kleinklassenschüler sinnvoll. Lehrmeister könnten nach einer Auseinandersetzung mit «I ha bau gmeint...» unter Umständen vermehrt dazu angeregt werden, Werkklassenschüler zu Ausbildung anzunehmen. Wegen der möglicherweise starken Identifizierung mit den porträtierten Schülern und dem leicht verständlichen Filmaufbau empfehlen sich Vorführungen in anderen Werkklassen oder an ähnlich gelagerten Ausbildungsstellen: So werden neue Impulse vermittelt und das Gespräch zwischen Lehrer und Schülern erleichtert.

Methodische Hinweise

Steht bei einem Einsatz eher die Information über Werkklassen im Vorder-

grund, empfiehlt es sich «I ha bau gmeint...» als Anspielfilm vorzuführen, um nachher in einer Diskussion Unklarheiten, Erwartungen, Fragen zu diskutieren. Die porträtierten Busswiler entsprechen den gängigen Klischeevorstellungen von «Hilfsschülern» nicht: Diese Vorstellungen müssen je nach Einsatzgruppe berücksichtigt, zur Diskussion gestellt und mit der Situation in Busswil verglichen werden. Bei einer intensiveren Beschäftigung lohnt es sich, die drei ausführlichen Schülerporträts einzeln zu betrachten, einander gegenüberzustellen, Vergleiche über das soziale Umfeld, die Erziehung, die Interessen zu ziehen.

Vergleichsmaterial

Jürg Jegge: «Dummheit ist lernbar» (Erfahrungen mit «Schulversagern»), Zytglogge-Verlag Bern.

Christof Schertenleib

TV/RADIO-KRITISCH

Chaotisches aus der Küche

«Das Frauenzimmer» von Claudia von Alemann im ZDF (2. Juli)

«Das kleine Fernsehspiel – Studioprogramm» des Zweiten Deutschen Fernsehens, immer offen und zugänglich für Experimente jeglicher Couleur (wo gibt es im Schweizer Fernsehen ein vergleichbares Sendegefäß?), hat den Film «Das Frauenzimmer» von Claudia von Alemann ins Programm aufgenommen.

Eine Handlung im üblichen Sinne hat dieser Film nicht, und wo sich schon nur Ansätze zu einer Geschichte bilden, werden diese sofort im Keim erstickt.

Zum Verständnis der Kritik seien einige Szenen angeführt. Da veranstaltet etwa eine Frau mit stoischer Ruhe und als wäre es das Selbstverständlichste der Welt ein regelrechtes Schlachtfeld auf dem Küchentisch, bestehend unter anderem aus zermatschten oder zerschnittenen Eiern, Orangen und Gurken. Da sitzt, offenbar ganz unbeteiligt, eine Frau auf einem viel zu hohen Hocker in der Küche, dieweil ein Mann (ihr Mann?) ganz verzweifelt etwas sucht; im off ertönen dazu hinlänglich bekannte Frauenschimpfwörter wie «dumme Kuh, blöde Gans, Hure, blöde Fotze» usf. Konventionelle Verhaltensweisen werden ironisch auf die Schippe genommen, wenn drei Frauen miteinan-